

J.J. HOWARD

MITTERNACHTS CLOWNS

 Loewe

Unverkäufliche
Leseprobe

J.J. Howard

MITTERNACHTS CLOWNS

Aus dem Amerikanischen übersetzt
von Sandra Knuffinke und Jessica Komina





978-3-7855-7887-2

1. Auflage 2015

© 2013 by Jennifer Howard. All rights reserved.

Published by Arrangement with SCHOLASTIC INC.,
557 Broadway, New York, NY 10012 USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

© für die deutschsprachige Ausgabe: Loewe Verlag GmbH, Bindlach 2015

Aus dem Amerikanischen übersetzt von
Sandra Knuffinke und Jessika Komina

Umschlagmotiv: iStockphoto © narvikk, mauro_gallo

Umschlaggestaltung: Franziska Trotzer

Printed in Germany

www.loewe-verlag.de

*Von unserer gemeinsamen Begeisterung
für Roswell bis zum Steckenbleiben
in 1120 und 7 und 8, danke, meine Liebe –*

Best friends forever!

PROLOG

ECKE BOWERY UND RIVINGTON

Dienstag, 5. Oktober

Mein Leben hat einen Soundtrack – er läuft die ganze Zeit in meinem Kopf. Manchmal geht es wie im Shuffle-Modus, irgendein Song, den ich als Letztes gehört habe, spielt endlos auf Repeat. Und manchmal bin ich selbst der DJ und wähle die Lieder entsprechend meiner aktuellen Stimmung oder Situation aus. Wenn aber in der wirklichen Welt irgendwo Musik zu hören ist, kann es schon mal sein, dass sie meine übertönt. So wie jetzt.

Mein Vater hat mir alles über Musik beigebracht, deshalb weiß ich, dass das Geplärr, das gerade aus der Bar namens Mission zu mir herausschallt, keine ist. Ich glaube, es ist Nickelback oder irgendwer, der mal bei *American Idol* mitgemacht hat, aber das genau zu wissen, wäre unter meiner Würde. Ich bin ein Musiksnob und stolz darauf. Als New

Yorkerin steht mir ein gewisses Maß an Arroganz zu. Doch die Tatsache, dass ich hungrig, komplett durchgefroren und allein bin – und seit zehn Uhr heute Morgen zu allem Überfluss auch noch obdachlos –, nimmt mir schon ein wenig den Wind aus den Segeln. Nie hätte ich gedacht, dass ich eines Tages woanders als in New York leben würde – nie hätte ich gedacht, dass ich auch nur oberhalb der Houston Street leben würde.

Wenn ich nicht alles dermaßen versaut hätte, würde jetzt vielleicht einer meiner zwei (ehemals) besten Freunde neben mir stehen. Wenn ich mich jemals dazu aufgefordert hätte, Auto fahren zu lernen ... wenn mein Dad nicht gestorben wäre ... Doch all diese Wenns helfen mir jetzt nicht weiter: Denn ich *habe* es versaut, ich *kann nicht* Auto fahren und mein Dad *ist* gestorben.

Darum muss ich jetzt, ganz allein, Abschied von meinem alten Viertel nehmen, ohne einen Plan, der weiterführt als bis zur nächsten Bushaltestelle, und mit nichts als einem schnulzigen Liebeslied im Ohr. Und natürlich mit der Aussicht, mich auf die Suche nach meiner dämlichen Mutter zu machen. Welcher Vater stirbt einfach und lässt seine Tochter ohne einen Cent zurück? Und welche Mutter verlässt ihre Familie, um zum Zirkus zu gehen?

ELI

ORCHARD STREET UND AVENUE A

Donnerstag, 30. September

Eli hatte gewonnen – mal wieder. Er war mein bester Freund, aber das machte es kein bisschen weniger ärgerlich. Wir saßen in seinem Zimmer auf dem Boden, was gar nicht so einfach ist, wenn man bedenkt, dass sein Zimmer sogar noch kleiner ist als meins. Ich hatte soeben siebzehn Dollar und zweiundvierzig Cent beim Pokern verloren. Wir wollten unbedingt wach bleiben, um noch die Mitternachtsvorstellung von *Robot Monster* im Den of Cin auf der Avenue A mitzukriegen. Und wir warteten auf Bailey. Das Leben war ganz schön kompliziert geworden, seit Eli und Bailey, meine zwei besten Freunde – meine zwei einzigen Freunde, um genau zu sein – vor ein paar Monaten zusammengekommen waren. Darum war ich eigentlich auch froh, Eli an diesem Abend ausnahmsweise mal ganz für mich allein zu haben.

Das fünfte Rad am Wagen zu sein war auf Dauer einfach nicht besonders toll.

Eli Katz und ich sind schon befreundet, seit wir zusammen in die sechste Klasse der Sheldon Upper School kamen. Ich war vorher an einer öffentlichen Grundschule gewesen, Eli an einer kleinen Talmudschule, ein Stück die Straße hinunter. Keiner von uns beiden passte besonders gut an die Sheldon, eine Privatschule. Ich mit meinem Vater, der in seinem NOW START A BAND-T-Shirt selbst aussah wie ein Teenager, und meiner Mutter, die durch Abwesenheit glänzte. Und Eli mit seinen strengen Eltern, der sich selten mehr als drei Blocks weit von seiner Wohnung wegwagte. Mein Dad, Gavin, und ich steckten ihn mit unserer Musikbesessenheit an. Gavin brachte ihm sogar Gitarre spielen bei, was schon mal ein ziemlicher Fortschritt gegenüber der Klarinette war, mit der er sich abgemüht hatte, als ich ihn kennenlernte.

Eli und ich hassten die Kids von der Sheldon – das heißt, bis in der Neunten Bailey Conners zu uns stieß. Bailey war so hübsch und unangestrengt cool – und reich –, dass sie sich nahtlos in die typische Sheldon-Klientel einfügte. Doch aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen entschied sie sich stattdessen für uns. Eli und ich waren geschmeichelt und irgendwie auch dankbar.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich dahinterkam, was das Besondere an Bailey war. Mit ihrem Aussehen hätte sie ohne Probleme die Hauptdarstellerin einer angesagten Fernsehserie sein können. Irgendetwas aber unterschied sie von den geschniegelten Leuten an der Sheldon. Was genau das war, begann ich erst zu begreifen, als sie eines Tages eine Taube

mit gebrochenem Flügel mit in die Schule brachte, in nichts Geringerem als einem Jimmy-Choo-Schuhkarton. Sie hatte eine Schwäche für verletzte Vögel. Bailey besaß ein weiches Herz und sie liebte es, sich voll und ganz einem Projekt zu widmen. Und ihr Makeover-Programm für Eli war auf jeden Fall äußerst erfolgreich gewesen.

Wenn ich ganz ehrlich bin, war mir wahrscheinlich auch von Anfang an klar, dass sich Elis Gefühle für Bailey nicht auf Dankbarkeit beschränkten. Sobald Bailey auch nur den Mund aufmachte, legte Eli den Kopf schief und blickte sie an wie ein treuer Basset sein Frauchen.

»X? Gehst du mit?« Elis Stimme holte mich zurück zu unserem Spiel.

»Ich bin raus.« Mit einem tiefen Seufzer warf ich meine Karten auf den Tisch. »Du hast mir schon mein Popcorn-Geld und mein Download-Budget für die nächsten zwei Wochen abgeknöpft.«

»Wohl eher für die nächsten zwei Tage, du Junkie.«

»Wow, du bist echt so witzig!«, kiekste ich übertrieben begeistert. »Für einen Volleppen, meine ich.«

Eli warf mit seinen Karten nach mir, doch er grinste. »Guck mal, was du schon wieder für ein Durcheinander gemacht hast. Wie wär's mal mit Aufräumen?«

Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Bettkante und streckte die Beine, die ich unter meinem Minirock sorgsam gekreuzt hielt. Ich hasste Shorts und draußen herrschten schätzungsweise 45 Grad, also war ein kurzer Rock die einzige Option, die mir blieb. Eli trug Jeans, wie immer. Ich sah zu, wie er die Karten aufhob – mir war klar gewesen, dass er sie mich nicht allein würde aufsammeln lassen. Eli hatte sich

so verändert. Die neuerdings breiten Schultern unter seinem T-Shirt ließen kein bisschen mehr erahnen, was für eine Bohnenstange er mal gewesen war. Es war brütend heiß im Zimmer – Elis Eltern setzten definitiv auf Sparsamkeit im Gebrauch der Klimaanlage – und ich nahm meine Haare zusammen, hielt sie ein paar Sekunden in einem Knäuel auf meinem Kopf fest und wünschte, ich hätte eine Haarspange. Sie waren wirklich lang geworden. Wahrscheinlich wurde es mal wieder Zeit zum Schneiden. Ich hatte nicht direkt etwas gegen meine Haare – sie waren unspektakulär mittelbraun, dafür aber dick und leicht gewellt. Zu schade, dass ich nicht Gavins hellblaue, beinahe silberne Augen geerbt hatte. Meine waren einfach ganz normal blau.

Während ich Eli beim Einsammeln der Karten zusah, vibrierte plötzlich mein Handy in meiner Rocktasche und ließ mich zusammenzucken. Ich wischte über das Display, um das Gespräch anzunehmen. »Hi, was gibt's?«

Gavin, formte ich auf Elis fragenden Blick hin mit dem Mund. Mein Dad war nicht die Art von Dad, die meine Freunde Mr Ryan nennen würden. Ich hatte vor ewigen Zeiten angefangen, ihn Gavin zu nennen, um ihn zu ärgern, und dabei war es dann irgendwie geblieben.

Wo auch immer mein Dad gerade war, im Hintergrund war Synthie-Pop zu hören. Das war nichts Ungewöhnliches, denn mein Dad war irgendwo in den späten Achtzigerjahren stecken geblieben. Er besuchte mich hin und wieder im neuen Jahrtausend, aber sein eigentliches Leben fand woanders statt.

»Wo bist du?«, fragte er.

»Bei Eli.«

»Ach nee, öfter mal was Neues. Wolltest du heute nicht früh zu Hause sein?«

»Wann soll ich das denn gesagt haben?« Gavin brachte öfter mal ein bisschen was durcheinander.

»Ich dachte, heute wäre dieser Collegeinfoabend bei euch in der Schule?«

»Ach so – das war *gestern*. Da war ich auch. Kein Stress. Hab mir schon ein College ausgesucht. Die Universität von Kentucky. Ich spiele mit dem Gedanken, mir ein paar Pferde zuzulegen.«

»Aber da hätte ich doch mitkommen sollen.« Jetzt klang er wirklich zerknirscht.

»Schon okay.« Das meinte ich auch so, zumindest mehr oder weniger. Gavin war ein super Vater, aber in praktischen Fragen nun mal leider nicht besonders gut zu gebrauchen.

»Ich war bei der Arbeit – ich hab's total vergessen. Tut mir leid, Lexi.«

Ich korrigierte ihn nicht – Lexi war sein Spitzname für mich. Mittlerweile kam er immerhin meistens meinem Wunsch nach, Xandra genannt zu werden. Hauptsache nicht Alex, so wie Mr Rosso, mein idiotischer Chemielehrer, mich anredete. Jedes Mal, wenn ich versuchte, ihn davon abzubringen, sagte er, kein vernünftiger Name fange mit einem X an.

»Aha ... Pferde. Okay. Ich muss sagen, ich hatte irgendwie damit gerechnet, dass du auf die NYU gehen würdest oder vielleicht die Columbia. Aber na ja, Kentucky ist natürlich auch nett.«

»Wenn du das Pferd kaufen müsstest, fändest du das bestimmt nicht ganz so nett«, erwiderte ich, während Eli sei-

nen Laptop aufklappte und sich damit quer aufs Bett legte. »Was wolltest du denn, Gavin? Ist irgendwas? Klingt ja, als wärst du noch unterwegs.«

»Für dich immer noch *Dad*. Und nein, ich wollte nur wegen dieser Schulsache nachfragen, die ich sowieso schon verpasst habe. Wann bist du denn wieder zu Hause?«

»Vermutlich vor dir. Also, sei schön brav.«

»Nur wenn du's auch bist.« Es klickte in der Leitung. Der Mann hatte es nicht so mit Verabschiedungen.

»Was wollte Gavin denn?«, fragte Eli und blickte von seinem Bildschirm auf. Sein Kopf, der über die Bettkante ragte, war dicht an meinem.

»Sich nur kurz melden. Ich brauche Koffein. *Robot Monster* halte ich wahrscheinlich sowieso nicht mehr durch. Ich glaube, ich mache mich mal auf den Weg.«

»Ach, wie blöd«, entgegnete Eli, das Gesicht wieder dem Laptop zugewandt. »Bailey hat gerade geschrieben; sie versetzt uns.«

Ein seltsames Gefühl durchzuckte mich – oder, besser gesagt, eine plötzliche Überzeugung –, dass ich auf der Stelle aufstehen und nach Hause gehen sollte. Eli sah zu mir herunter und ich meinte, in seinem Blick ein verschmitztes Funkeln zu erkennen, eine dunkle Haarsträhne fiel ihm über das linke Auge. Wann war er bloß so verdammt süß geworden? Warum musste mein Leben so sein?

Wenn ich doch nur auf diese seltsame Vorahnung gehört hätte, dann wäre die schlimmste Nacht meines Lebens vielleicht einen Tick weniger schrecklich gewesen.

Ich stand auf, dann setzte ich mich aufs Bett, legte meine Beine über Elis und lehnte mich mit dem Rücken an die

Wand am Kopfende. Eli drehte sich zu mir um und sah mich eine Minute lang bloß an. Als er schließlich etwas sagte, war seine Stimme leise; sein Blick hielt noch immer meinen fest. »Also, was willst du jetzt machen?«

In dieser Nacht ging ich überhaupt nicht nach Hause. Hätte ich es nur getan.

MEMO AN MICH SELBST: MEHR TASCHENTÜCHER EINPACKEN

IRGENDWO IM NIRGENDWO

Donnerstag, 7. Oktober

Ich sitze in einem Greyhound und bin – und das auch noch mit voller Absicht – auf dem Weg in irgendein Nest mitten in Florida. Möglicherweise werde ich meine Mutter dort antreffen, aber genau weiß ich es nicht.

Besser habe ich es wohl auch nicht verdient.

Der Anwalt meines Dads hat mir klargemacht, dass ich New York verlassen muss. Er hat den Kopf geschüttelt. Ziemlich oft. Und irgendwas über geplatze Kapitalanlagen und überzogene Konten und fehlende Versicherungen gefaselt. Ich konnte ihm kaum folgen. Der Soundtrack in meinem Kopf war nur noch statisches Rauschen.

Die Sache sei, dass mein Dad mir überhaupt nichts hinterlassen habe. Außerdem sei ich minderjährig und meine einzige lebende Verwandte sei meine Mom. Offenbar hat

Dads Anwalt herausgefunden, wo sie zuletzt gewohnt hat. »War gar nicht so einfach«, erklärte er mir und lehnte sich in seinem schicken Sessel zurück. Der Rest des Büros war weniger vornehm; es lag an der Avenue B, eingequetscht zwischen einem Brezelstand und einem Tattoostudio. »Deine Mutter ist viel unterwegs. Eigentlich ...« – er schaute mich nicht an, sondern spielte mit einer kleinen Baseballspieler-Wackelkopffigur auf seinem Schreibtisch – »sogar ununterbrochen. Sie tourt mit einem Zirkus durch den Süden.«

»Mit einem *Zirkus*? Wollen Sie mir ernsthaft erzählen, dass sie *zum Zirkus* gegangen ist?«

Er reichte mir einen kleinen Zettel; ich warf einen Blick auf die Adresse, doch für mein Gehirn ergab die Schrift keinen Sinn.

»Deine Mutter hat schon immer auf der Bühne gestanden«, sagte er sachlich, so als hoffe er, meinem drohenden Ausraster durch extreme Gelassenheit entgegenwirken zu können. Er blickte mich noch immer nicht an; jetzt war er mit seinen Hemdsärmeln beschäftigt, die er hochkrempelte, nur um sie gleich darauf wieder herunterzurollen. »Na ja, jedenfalls habe ich diese Adresse hier für dich ermittelt – ich habe sogar ein bisschen herumtelefoniert, um herauszufinden, durch welche Städte ihre Tournee verläuft. Wenn du dich am Wochenende hier auf den Weg machst, solltest du etwa zur selben Zeit da unten ankommen wie der Zirkus.«

»Äh, okay ...« Ich stand auf und lief eine Weile in seinem Büro auf und ab. »Wie es aussieht, bleibt mir ja wohl kaum was anderes übrig.«

Ich war bereits an der Sheldon gewesen und hatte ver-

sucht, meine Aktivposten zu Geld zu machen – da Dad die gesamte Schulgebühr bereits im Voraus bezahlt hatte, war ich davon ausgegangen, dass ich das Geld zurückfordern konnte, um davon zu leben, wenn ich auf eine öffentliche Schule wechselte und dort meinen Highschool-Abschluss machte. Doch die Schulleiterin hatte sich komplett quergestellt. Des Weiteren hatte sie mich darüber informiert, dass sie, obwohl ich an der Sheldon angemeldet und die Gebühr bezahlt war, einen Brief von meiner Mom oder einem anderen gesetzlichen Vormund benötigte, bevor ich überhaupt wieder zur Schule kommen durfte. Reizende Person.

Mir einen Job zu suchen und eine Wohnung in der Stadt zu nehmen konnte ich vergessen. Mir fielen auf Anhieb etwa zehn Erwachsene aus meiner Nachbarschaft ein, die verzweifelt auf der Suche nach Arbeit waren. Da hatte eine Siebzehnjährige mit absolut null Erfahrung wohl kaum eine Chance. Und die Wohnung meines Dads, die für diese Gegend sogar noch einigermaßen bezahlbar war, kostete 1950 Dollar Miete. Pro Monat. Mein derzeitiges Vermögen belief sich auf rund siebenundzwanzig Dollar, ohne Aussicht auf eine Steigerung. Immerhin hatte der Vermieter mir ein paar Tage Aufschub gewährt, was wirklich nett von ihm war.

Also machte es keinen Unterschied, ob ich New York überhaupt verlassen wollte oder es mir wie die lächerlichste Idee der Welt vorkam, irgendeinem Zirkus hinterherzujagen. Dieses Stück Papier in meiner Hand war alles, was ich hatte. Mehr nicht.

»So schlimm ist das alles doch nicht«, hörte ich den Anwalt sagen. »Ich meine, wenn du deine Mutter erst mal gefunden hast, wird schon alles gut werden.«

»Ja, wahrscheinlich«, murmelte ich. Doch das war gelogen. Wie benommen marschierte ich aus dem Büro.

Wie konnte es bloß so weit kommen? Gavin war ja nie besonders gut organisiert gewesen, aber das hier ist geradezu absurd. Wahrscheinlich ist es ihm nie auch nur in den Sinn gekommen, dass er nicht immer da sein würde. Oder dass ich, ohne genug Geld, um auch nur eine einzige Monatsmiete bezahlen zu können, ziemlich schnell auf der Straße landen würde. Doch beim Gedanken daran, dass mein Dad nicht mehr da ist, fällt mir das Atmen schwer, also schiebe ich ihn fort. Es geht nicht. Noch nicht.

Dazu kommt die Angst, dass ich meinen Dad, wenn ich zu viel über all das nachdenke, nicht bloß vermissen würde, sondern stinksauer auf ihn wäre, weil er mich hier mit nichts zurückgelassen hat. Mir war immer klar, dass Gavin nicht viel mit den langweiligen Notwendigkeiten des Lebens am Hut hatte. Seit meinem dreizehnten Lebensjahr habe ich unsere Stromrechnung bezahlt – na ja, oder vielmehr mittels eines Schecks aus Gavins Scheckheft dafür gesorgt, dass sie bezahlt wurde. Sie haben uns so oft den Strom abgedreht, dass ich irgendwann beschlossen habe, mich selbst darum zu kümmern. Diesmal aber hat er mich nicht bloß im Dunkeln sitzen lassen.

In diesem Bus aber bin ich wegen meiner Mom.

Ich hasse meine Mom. Okay, so was sagt vielleicht jeder mal, aber ich meine es wirklich ernst. Sie hat mich und meinen Dad verlassen, ohne auch nur ein einziges Mal zurückzublicken. Und wenn Gavin mir nicht so schrecklich fehlen würde, wenn es mir nicht bei jedem Versuch, auch nur an ihn zu denken, das Herz zerreißen würde, dann würde ich

ihn vielleicht genauso sehr hassen. Dafür, dass er mich dazu zwingt, mich auf die Suche nach ihr zu machen, weil mir nichts anderes übrig bleibt, wenn ich irgendwie überleben will.

Bevor ich in den Bus gestiegen bin, habe ich eine Sekunde lang ernsthaft darüber nachgedacht aufzugeben. Mich einfach um nichts zu kümmern, mir nicht die Mühe zu machen, meine Mom zu finden, mich bloß auf die Straße zu setzen und fertig mit der Welt zu sein.

Aber nur eine Sekunde lang. Denn aus irgendeinem bescheuerten Grund hänge ich doch ziemlich an meinem armseligen, lächerlichen Leben.

Im Bus ist es ziemlich warm; außer mir sitzen nur vier andere Fahrgäste darin und draußen vor dem Fenster gibt es nichts zu sehen. Meine Augen brennen und das Schlucken tut weh. Ich suche nach Erinnerungen, die mich nicht zum Weinen bringen. An die vergangene Woche werde ich nicht denken – *auf keinen Fall* –, also gehe ich weiter zurück. Halloween – letztes Halloween –, ein guter Anfang. Es war Dads Lieblingsfest und meins auch, schätze ich.

Ich war gerade dabei, mich fertig zu machen. Eli wollte mit mir zu einem Konzert einer The-Dead-Milkmen-Coverband und ich war furchtbar aufgeregt wegen meines Kostüms; ich ging als der Wasserspeier, den ich an einem Wohnhaus in der Nähe der Bibliotheksfiliale in der 10th Street gesehen hatte. Mein Gesicht war grau angemalt und nun befestigte ich noch künstliche Elfenohren an meinen, während mein Dad aus seinen Riesenboxen *Everyday is Halloween* von Ministry hörte. Er stand in der Küche und backte Kartoffelpuffer, was

er aus irgendeinem Grund jedes Halloween tat. In der Wohnung war es laut und roch nach Essen. Ich grinste und mein graues Gesicht im Spiegel grinste zurück.

»Lex!«, hörte ich Gavin aus der Küche rufen. »Komm mal her und probier den Teig!«

Ich raffte das Laken zusammen, das ich noch in mein Kostüm verwandeln musste, und wackelte wie eine Mumie in die Küche. »Schon unterwegs!«, rief ich und bekam dabei etwas von der Schminke auf die Zunge, die ich wohl ein bisschen zu großzügig um meinen Mund verteilt hatte.

Als ich in die Küche kam, spuckte ich als Erstes in die Spüle.

»Bah, Lex, ist ja ekelig – dabei hast du doch noch nicht mal probiert!«

Ich spuckte noch ein paarmal aus und griff schließlich nach dem Glas Wasser, das mein Dad mir hinhielt. »Du musst mir gleich mal mit der Sprühfarbe für den Körper helfen«, informierte ich ihn.

»Solange dein Körper dabei von diesem Laken bedeckt wird, kannst du auf mich zählen. Ansonsten müssen wir wohl Mrs Murchinson von unten holen.«

Ich warf ihm aus schmalen Augen einen Blick zu. »Soll das etwa heißen, du würdest mich mit nichts als Sprühfarbe am Leib auf die Straße lassen?«

Gavin lachte. »Wenn tatsächlich auch nur die geringste Chance bestünde, dass du so was machst, würde ich mir schon was überlegen, um es zu verhindern.«

Ich hievte mich unelegant auf einen Barhocker. »Ist ja schrecklich, wie berechenbar ich bin! Du solltest dir Sorgen um mich machen müssen – und graue Haare bekommen!

Das ist doch sozusagen meine Pflicht als deine Tochter, dich zu beunruhigen, und ich habe das Gefühl, ich lasse dich da total im Stich.«

Er gab noch etwas Pfeffer in den Teig und rührte. »Meine Mutter hat mir so oft prophezeit, wenn ich mal Kinder hätte, würden die noch viel schlimmer werden als ich selbst und dann würde ich schon sehen ... Aber« – er musterte mich einen Moment – »nee, bei dir musste ich mir um so was nie Gedanken machen. Die lag so was von daneben!« Gavin tauchte triumphierend den Löffel in den Kartoffelpufferteig und ließ ihn dann auf meinen Mund zusausen.

»Igitt, Dad, wie oft muss ich dir eigentlich noch sagen, dass ich keinen rohen Teig mag?« Den Geschmack roher Kartoffeln auf der Zunge, prustete ich und widerstand (allein aus Rücksicht auf mein Make-up) dem Drang, mir den Mund abzuwischen.

»Ganz vergessen, tut mir leid, Lex. Siehst du, und schon wieder bist du so unglaublich vernünftig. Du isst die Plätzchen erst, wenn sie *vernünftig* bei einer *vernünftigen* Temperatur gebacken sind ...«

Ich warf ihm einen finsternen Blick zu. »Mit Plätzchenteig ist das was anderes. Rohe Kartoffeln sind ekelig. Na ja, aber wenn die Puffer erst mal gebacken sind, schmecken sie bestimmt super!«, versicherte ich ihm eilig, als ich sein Gesicht sah.

Doch Dad grinste schon wieder. »Genau, wenn sie *vernünftig* durchgebacken sind.«

Ich sprang vom Hocker und eins meiner Ohren fiel ab, woraufhin er mich nur noch mehr auslachte.

»Wie deine Mutter und ich so ein braves Kind zustande

gebracht haben, ist mir wirklich ein Rätsel«, bemerkte er, nicht zum ersten Mal.

»Tut mir leid, dass ich so eine Enttäuschung bin.« Ich ließ meinen grauen Kopf hängen.

Dann spürte ich Dads Hand unter dem Kinn; er achtete sorgsam darauf, mein Make-up nicht zu verschmieren. »Du hast mich noch nie enttäuscht«, sagte er, plötzlich ernst. »Ich dachte, das wäre dir klar.«

Ich lächelte ihn an, ohne zu wissen, was ich erwidern sollte, und blinzelte krampfhaft, damit keine Tränen mein Gesicht verunstalteten.

»Okay, wann holt Eli dich denn ab?«

»Ungefähr in einer Stunde.«

»Gut. Dann bring mir jetzt mal irgendwas her, womit du immer deine Schminke entfernst. Und zwar alles, was du finden kannst.«

»Wieso das denn?«

Dad legte mir die Hände auf die Schultern und blickte mich an, seine hellen Silberaugen plötzlich wieder ganz ernst. »Lex, meine Süße, ich liebe dich wirklich über alles. Und gelobt sei deine Kreativität. Aber, Schätzchen, du siehst absolut lächerlich aus in diesem Aufzug. Ich würde sagen, dies ist ein Fall für den Notfall-Fundus.«

Ich blinzelte eine Sekunde, begriff, dass er es ernst meinte, und versuchte, meinen Stolz hinunterzuschlucken. Nur noch eine Stunde!

Am Ende zog ich in ein paar von seinen und Moms alten Punk-Klamotten los. Damals war ich unglaublich gekränkt, heute bin ich mir jedoch sicher, dass er mich nur vor einer ziemlichen Blamage bewahrt hat.

Ich merke, dass die Dame neben mir im Bus herüberstarrt, so als wolle sie mich jeden Moment fragen, ob alles in Ordnung sei. So viel also zu meiner Suche nach einem Thema, das mich nicht zum Weinen bringen würde.

Irgendwo in North oder South Carolina, keine Ahnung in welchem von beiden, wage ich mich an weniger glückliche Erinnerungen. Ich habe nur noch zwei Päckchen Taschentücher für den ganzen restlichen Weg nach Florida übrig.

Als Erstes fällt mir das Singen ein oder, um genau zu sein, das Nicht-Singen. Ich habe eine gar nicht mal so üble Stimme – was wohl nicht weiter verwunderlich ist, denn immerhin arbeitete meine Mutter als professionelle Sängerin, hauptsächlich in Clubs oder auf irgendwelchen Veranstaltungen. Als ich noch klein war, hat sie sogar mal ein Album aufgenommen, aber nie einen Plattenvertrag oder so was bekommen. Und auch mein Dad kann – konnte – singen. In meinen ersten Lebensjahren hatte er eine Band, Vinyl Parade, bei der er zwar nicht der Leadsänger war, aber er übernahm oft die Harmonien und Begleitstimmen und so weiter.

Meine Mom hat zu Hause andauernd vor sich hin gesungen, und ich genauso. Nachdem sie fort war, war alles still, so still, dass selbst das Atmen schmerzte und das Reden schwerfiel. Wenn ich etwas zu meinem Dad sagen wollte, formulierte ich es im Geiste genau vor und trotzdem schienen die Worte regelrecht festzustecken. Es war ein Gefühl wie damals, als ich im Schwimmbad den Kopfsprung geübt hatte und schon am Ende des Sprungbretts stand, wo ich plötzlich erstarrte, unsicher, ob ich den Sprung wagen sollte oder nicht. So vergingen Wochen und ich erinnere mich, wie ich

eines Tages einfach anfang, aus vollem Halse zu singen, wie eine Figur in einem Disneyfilm oder so etwas. Ich war gerade dabei, Geschirr zu spülen, und dachte, Gavin wäre in seinem Zimmer, dann aber stand er mit einem Mal in der Küchentür und sah mich an; diesen Blick werde ich nie vergessen – wütend und traurig und irgendwie ... verloren.

»Lexi, hör auf.« Mehr sagte er nicht.

Und das tat ich; ich hörte auf. Seitdem habe ich nie wieder einen Ton gesungen, nicht einen einzigen.

Danke, Mom und Dad.